

# Erzgebirgische Heimatblätter

Beilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 8 — Sonntag, den 22. Februar 1931.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

## Von der Nagelschmiederei im Erzgebirge

Noch eine Werkstatt aus dem 17. Jahrhundert. — Wie die Nagelschmiede 1848 „revoluzzerten“.

In Unterscheibe gab es früher viele Nagelschmiede-Werkstätten. Von diesen ist noch eine einzige aus dem Ende des 17. Jahrhunderts so erhalten, wie sie damals errichtet wurde. Ihr Besitzer, Friedrich Schmiedel, unterhielt sie noch von 1885 bis 1912 als Werkstatt von einst. Darauf legte der Inhaber die Schmiederei beiseite und arbeitete nur dann und wann noch zu häuslichem Gebrauch. Im Mai 1912 aber nahm der Schmied von ehemals schließlich Arbeit in einem Holzwaren- und Dampffägwerk. Wechselvoll war hierauf auch fürderhin sein Leben, in dessen Verlauf er auch die goldene Hochzeit feierte. Im hohen Alter nun muß der zeit- lebens so emsig tätig Gewesene jetzt von seiner Invalidenrente leben, nachdem seine Ersparnisse wie bei so vielen verlorengegangen waren. Von 1865 an hat er unermüdlich die Hände gerührt und stets war ihm fleißiges Schaffen das Liebste. Seine Tätigkeit führte ihn von Unterscheibe u. a. auch nach Mittweida, wo seine Arbeitsstätte jedoch an einem Septembertag in Flammen aufging. Der liebe Alte, der auch geistig noch durchaus auf der Höhe ist, erzählt gern von seinen Erinnerungen. U. a. gedenkt er oft des Jahres 1848. Damals zogen aufgeregte Nagelschmiede von Elterlein, Scheibenberg, Unterscheibe und Markersbach nach Mittweida und bemächtigten sich der dortigen Schmiede. Sie demolierten alles und vernichteten die Maschinen. Als bald erschienen jedoch Militär und Polizei und nahmen diese Auf- rührer gefangen. Dieselben wurden in das Amtsgericht Schwarzenberg eingeliefert und dann zu Gefängnis und Zuchthaus verurteilt, Strafen, die sie in Zwickau und Waldheim abbüßen mußten. Etliche von ihnen starben in der Gefangenschaft und büßten ihre Unüberlegtheit o mit dem Tode. Einer der Auführer, der in seine Heimat zurückkam, erzählte häufig davon, wie schwer die Strafgefangenen im Zuchthaus zu dulden hatten. Dieser Mann war 848 mit einer der Anführer der Nagelschmiede gewesen; bei dem Brande der Fabrik 1845 war er aber einer der Hilfsereitesten bei der Rettung. Der brave Friedrich Schmiedel ist nun mittlerweile 80 Jahre alt geworden und blickt auf eine lückliche Ehe von 52 Jahren zurück.

\* \* \*

Schon einmal hat übrigens in den Erzgebirgischen Heimatblättern eine alte Gebirglerin Erinnerungen an die Nagelschmiederei veröffentlicht, und zwar im Jahre 1927, als die damals 90jährige älteste Einwohnerin Elterleins, Frau Antonie Amalie geschiedene Graupner geb. Siegel von erzählte. Aus ihrem guten Gedächtnis heraus berichtete

sie, wie zu ihrer Schulzeit 1843 in Elterlein neben der Landwirtschaft auch die Nagelschmiederei zu Hause war. Sie wußte ebenfalls noch viel von der Revolution von 1848, als Pastor Hecker aus Grünhain in Elterlein amtierte und Bürgermeister Ullmann. Im Hammergrund stand damals eine Nagelfabrik, in der eine Anzahl von Maschinen zur Anfertigung von Nägeln aufgestellt waren. Dieselbe wurde ebenso wie diejenige in Mittweida im März 1848 von Nagelschmiedern aus Elterlein, Scheibenberg und Mittweida zerstört. Da den Schmieden die maschinenmäßige Herstellung der Nägel als unerhörte Konkurrenz erschien, fürchteten sie für ihre Existenz, scharten sich zusammen und verwüsteten die Fabrikstätten. Der Anführer war ein Scheibenger Lehrling! Man zog vormittags am 29. März vor die Fabrik in Elterlein und stürmte das Gebäude. Maschinen und Nägel warf man in den vorbeifließenden Bach und in den Teich, nachdem man zuvor die Maschinenteile in viele Stücke geschlagen hatte. Am Nachmittag zog man darauf nach Mittweida. Ferner wollte man eine Scheibenger Nagelfabrik am Berge zerstören, kam jedoch nicht mehr dazu. In der folgenden Nacht hielten die Wütenden sich in allen möglichen Winkeln und Erdhöhlen verborgen. Am nächsten Tage wurde Militär zu Hilfe gerufen. In kurzer Zeit waren Freiburger Reiter zur Stelle, holten die Nagelschmiede aus der ganzen Umgegend aus ihren Verstecken und schlichteten sie gebunden auf Leiterwagen. Die vollbeladenen Wagen transportierte man nach dem Gerichtsamt Grünhain; dort erfolgte die Aburteilung, bei der Zuchthausstrafen bis zu 12 Jahren (auch der Scheibenger Lehrling erhielt eine solche) verhängt wurden.

Frau Graupner erzählt auch davon, daß eine Anzahl der verurteilten Nagelschmiede im Zuchthause gestorben ist.

\* \* \*

Die Nagelschmiederei im Erzgebirge hat ebenso wie die Hammerschmiederei ihren Ursprung in dem gebirgischen Bergbau zu suchen. Erstere war besonders in der Gegend von Scheibenberg bis Schwarzenberg zu Hause, wo bekanntlich Eisenbergbau getrieben wurde.

Nun ist auch dieser Industriezweig gleich anderen in unserem Gebirge ausgestorben. Eine neue Zeit hat sich industriell Bahn gebrochen, doch auch sie steht gegenwärtig unter so hartem Druck der Zeit, daß man auch hier von einem Industrie- sterben sprechen kann.



Die letzte Nagelschmiede in Unterscheibe.

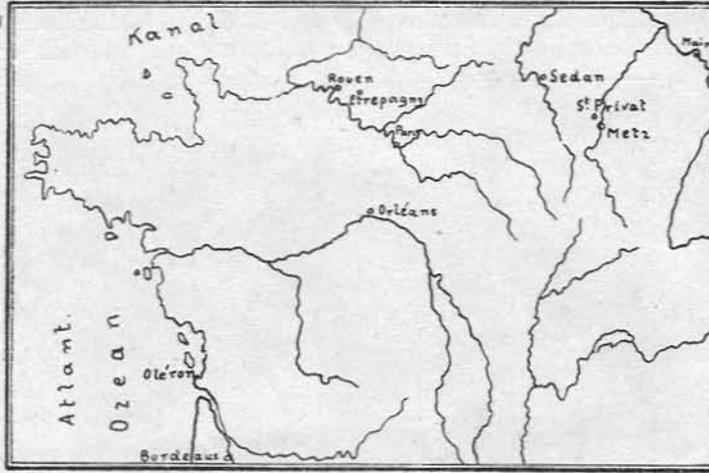
# Vor 60 Jahren

## Scheibenerger und Scheibner Kriegserinnerungen an 1870/71

(3. Fortsetzung.)

Von Schuldirektor A. Reinhardt

Schon am nächsten Morgen fuhr die beherzte Frau mit eigenem Geschirr nach Annaberg, um mit der Bahn nach der Hauptstadt zu reisen und ihren Albin zu sehen. Wie gewagt war dieses Unternehmen! „Wird sie in der großen Stadt ihren Sohn ohne Kenntnis seiner Wohnung finden? Und wenn er gar wie viele Soldaten in einem Bürgerquartier läge!“ Doch das alles bereitete ihr keine Sorgen. Als sie in Dresden angekommen war, begab sie sich nach der Kaserne, fragte bei der ersten Gelegenheit nach den zurückgekehrten Gefangenen und war auch gleich an den rechten Mann gekommen. Sie nannte den Namen ihres Sohnes und erfuhr, daß er eben in der Kammer neue Uniform fasse. Sofort wandte sie sich nach der bezeichneten Stelle. Als sie über den Hof schritt, stand gerade Albin Meyer mit einem Kameraden an der einen Seite. Er sah die Frau, traute seinen Augen kaum und sprach mit ganz seltsamem Tone zu seinem Nachbar: „Du, dort kommt meine Mutter!“ Die aber ging stracks ihren Weg und achtete nicht auf die beiden abseits Stehenden, bis ihr Sohn „Mutter“ rief. Das war ein Wiedersehen! Die Feder möge darüber schweigen. Wenn Frau Meyer später davon erzählte, versäumte sie nicht zu beteuern, daß sie in ihrem ganzen Leben keine solche Freude mehr erlebt habe. Beglückt fuhr sie heim, und nach einigen Tagen traf auch ihr Albin in Scheibenberg auf Urlaub ein.



Karte 6. Wichtigste Orte auf Albin Meyers Kriegszug von Mainz bis Orléans.

Die Heimkehr der Soldaten von den Kriegsschauplätzen ging natürlich nicht so schnell vonstatten. Die Maasarmee wurde am 14. März aufgelöst, das 12. Armeekorps marschierte von Paris ab und wurde im Norden verteilt. Da kamen z. B. Emil Fiedler und Ferdinand Schubert nach St. Quentin, Schubert hatte bis dahin einen Marsch von 9 Tagen zurücklegen müssen.

Dem Bataillon von Karl Mothes war ein Bezirk an der belgischen Grenze um Hirson (Karte 5) zugewiesen. Auf dem Wege dahin kamen sie eines Abends nach Bervins. Bei der Befehlsausgabe erhielten alle Leute ihren Wohnungsschein, und Mothes begab sich mit mehreren Kameraden in ein großes Gebäude. Beim Betreten kam es ihnen unheimlich vor, denn alles war leer. Sie suchten alle Räume durch und fanden endlich auf dem Oberboden ein älteres Frauenzimmer. Durch Gebärdensprache forderten sie es auf, ihnen etwas zu kochen. Es dauerte auch nicht sehr lange, so brachte die Frau eine große Schüssel Milchreis, verließ aber sofort wieder das Zimmer. Die hungrigen Soldaten fielen nun über die Speise her, durchstachen sie aber zur Vorsicht erst mit den Löffeln. Doch, was war das? Ein harter Gegenstand! Sie holten ihn heraus, da war es ein ganzes Päckchen Schwefelhölzchen. Also wollte sie die Französin vergiften, was glücklicherweise vereitelt worden war, und ihren Hunger konnten sie noch nicht stillen. Sofort suchten sie diese tückische Köchin im ganzen Haus, fanden sie jedoch nicht mehr. Da hielten sie es für ratsam, trotz der späten Abendstunden noch ein anderes Quartier zu beziehen.

In Hirson traf es Mothes gut. Er wohnte bei einem Oberförster, befreundete sich aber mit einem älteren Mann, einem Schmied, in der Nachbarschaft und unternahm mit ihm manchen

Abstecher in die Umgegend, auch nach Belgien, wo er Tabak und Taschentücher kaufte. Das Seitengewehr wurde beim Ueberschreiten der Grenze im Zollhaus abgegeben.

Wie Mothes, so ging es vielen deutschen Kriegern, in manchen Häusern wurden sie sehr gut aufgenommen, in anderen trafen sie das Gegenteil. Auf solche Weise lernten sie in diesen Wochen Land und Leute Frankreichs immer mehr kennen, dazu auch den lieblichen französischen Frühling.

Doch die größte Freude war es für sie, daß es bald Ernst mit der Heimkehr wurde. Emil Fiedler durfte etwas früher als die andern zurückkehren, weil seine beiden Brüder Opfer des Krieges geworden waren. Mit einem Transport reiste er am 1. Juni 1871 in St. Quentin ab und langte am 5. in Zwickau an; von dort fuhr er auf eigene Kosten bis zur Endstation, nach Schwarzenberg, wo er in der Nacht mit Tornister, Feldkessel, Gewehr, überhaupt der ganzen Kriegsausrüstung, ankam und den letzten Marsch nach Hause antrat. In Markersbach war im „Goldenen Hahn“ eben die Tanzmusik zu Ende. Fiedler kehrte ein und traf den Gendarm und andere Bekannte. Welch eine Freude des Wiedersehens gab es da! Nach einer Weile brach er wieder auf und schritt in Begleitung des Polizeimannes nach seinem Heimatdörfchen hinauf. Die Eltern hatten ebenfalls Tanzmusik gehabt und waren noch nicht lange zu Bett gegangen. Der

Begleiter weckte, aber im ganzen Erbgerichte rührte sich nichts, da warf er einfach ein Fenster hinein. Aergerlich kam der alte Vater heran und rief: „Wer ist denn wieder unten?“ „Nur nicht so böse, Herr Erbrichter!“ entgegnete der Gendarm, „ich bringe Ihnen Ihren Emil!“ Da wurde Leben im Hause, alles eilte herbei, um den so unerwartet aus dem Felde zurückkehrenden Sohn und Bruder zu begrüßen.

Auch für die übrigen Scheibenerger kam bald die Zeit der Heimkehr, soweit sie zur 23. Division gehörten (100, 101, 102, 103, 108...), während die 24. Division (104, 105, 106, 107...) zur Besatzung noch länger in Frankreich blieb. Bis an den Rhein mußten die Truppen marschieren, so brauchte Ferdinand Schubert, wie er erzählte, von St. Quentin bis Mainz 40 Tage. Die meisten fuhrten von dort aus mit der Bahn nach Dresden und wurden auf die Vororte bis Meißen verteilt, Mothes kam z. B. einige Tage nach Niederhäslich. Am 11. Juli 1871 fand dann bei prächtigem Wetter der glänzende Einzug in Dresden statt. Was hier auf die wiederkehrenden Truppen einen besonderen Eindruck machte, das waren die vielen neuen, die schwarzweißroten Flaggen, die ihnen mit Nachdruck verkündeten, daß sie in ein anderes Deutschland heimkehrten, als sie vor Jahresfrist verlassen hatten, in ein geeintes, starkes Reich. Jetzt nach 60 Jahren fühlen wir wahrscheinlich erst recht, welch großes, unermessliches Gut jene Kämpfer aus dem Felde mitgebracht hatten; es ist fast das einzige, das uns bis heute geblieben ist, fast der einzige Preis auch unsers gewaltigen Ringens im Weltkrieg. Möge uns unser Reich nie wieder zerschlagen werden!

Nach dem Einzuge wurden die Soldaten im Waldschlößchen... mit Speise und Wein aufs beste bewirtet. Karl Mothes

jedoch lag wenig an der feucht-fröhlichen Feier, er bemühte sich vielmehr, daß er von seinem Feldwebel seine Entlassungspapiere baldigst erhielt, was ihm noch an dem Nachmittag gelang. Er gab seine Ausrüstung sofort ab und empfing, da keine Zivilkleider da waren, ein altes Soldatengewand. Dann eilte er auf den Bahnhof und erreichte noch den letzten Zug nach Annaberg. Unterwegs gesellte sich ein alter Scheibenberger (Böttger) zu ihm und fragte, als er ihn in den schlechten Kleidern sah, scherzend: „Mehr hat es nicht eingetragen?“ Spät in der Nacht kamen sie nach Annaberg und wanderten im erwachenden, goldenen Morgen heimwärts durch Fluren, denen Mothes vor einem Jahre schweren Herzens Lebewohl gesagt hatte. Was hatten diese 12 Monate alles auch für ihn geborgen, Sorgen, Begeisterung, unsägliche Anstrengungen, und nun das große Glück gesunder Heimkehr!

In der fünften Stunde früh schritten sie in das Städtchen herein. Die Haustüre auf der Halde war unverschlossen, für die Stubentüre lag der Schlüssel am bekannten Orte, so daß der Heimkehrende völlig unbemerkt ins Zimmer treten und ablegen konnte. Als er sich erholt hatte, schickte er sich an, Feuer zu machen. Er saß, damit beschäftigt, gerade vor dem Ofen, als seine Frau ahnungslos hereintrat. Welch eine Ueber-raschung, welch eine Freude! Die Feder vermag nicht, dieses Glück auszumalen.

In den nächsten Tagen kehrten auch die übrigen Scheibenberger und Scheibner Krieger ganz oder doch auf Urlaub heim, von den Ihrigen und der Einwohnerschaft aufs herzlichste empfangen und aufgenommen. Wenn sich dieser Bericht nur auf einige von ihnen bezogen hat, so liegt das nur daran, daß der Berichterstatler mit den vielen andern nicht mehr sprechen konnte. So mögen die angeführten Tatsachen als Beispiele für alle andern gelten.

Es erscheint nun noch notwendig, manches von dem nachzutragen, wie man das Kriegsjahr zu Hause in Scheibenberg verlebte. Freilich werden wir da weniger von der Tätigkeit der Behörden, sondern vor allem von dem Erleben im Volke berichten, vieles davon nach den Erzählungen unsers Herrn Paul Kaiser und Herrn Hermann Ficker, die damals 12 Jahre alt waren.

In den ersten Wochen lebte man hier wie allerorts in banger Sorge. Man erzählte sich von den guten Flinten der Franzosen, den Chassepotgewehren, und von den „fürchterlichen Kugelsprützen“, den Mitrailleusen. Man wußte auch, daß die Franzmänner sehr gute Soldaten sind. Auf deutscher Seite aber war das Genie Moltkes, in dem Wilhelm I. sofort den tüchtigsten Mann an den wichtigsten Platz gestellt hatte, noch nicht allgemein anerkannt und die Ueberlegenheit unserer ganzen Armee noch nicht erwiesen. Welchen Verlauf würde da der Krieg nehmen? Rektor Fischer sagte den Kindern in der Schule: „Erst werden die Franzosen einige Male gewinnen, aber die Deutschen werden es lernen und sie dann schlagen.“ (Man erkennt deutlich, wie dieses Urteil von den Napoleonischen Kriegen entlehnt war.)

Mit großer Spannung warteten die Einwohner auf die ersten Kriegsnachrichten. Die kamen freilich langsamer und sparsamer als jetzt und im Weltkrieg. Hatte doch Scheibenberg 1870 noch keine Eisenbahn, keinen Telegraphen; während jetzt weit über 500 Zeitungen hier gelesen werden, waren es damals wohl gegen 50, oft taten sich viele Familien zu einer Zeitung zusammen. Die eingeführten Blätter aber kamen viel seltener, die „D. Z.“ z. B. nur Dienstags und Freitags, erst von Oktober 1870 ab Dienstags, Donnerstags und Sonnabends. Von anderen Zeitungen ist „Der Leipziger Courier“ zu nennen.

Bei besonderen Ereignissen brachte ein Bote der „D. Z.“ „Extrablätter“ zu Bürgermeister Schmidt, der im alten Bergamt (jetzt Bäckerei Springer) wohnte. Und siehe, schon die erste wichtigere Nachricht meldete einen Sieg, den bei Weißenburg! Als der Mann kam, waren viele Scheibenberger Kinder wie heute noch auf dem Markte, denen rief er zu: „Sagt

euern Eltern, daß wir einen Sieg erfochten haben!“ Schnell verkündigten sie es zu Hause und bei Rektor Fischer, und auf sein Geheiß zogen sie durch die Stadt und sangen „Die Wacht am Rhein“. Schon bald erschien der Bote wieder, und die Jungen, die ihn gleich erkannten, bestürmten ihn mit Fragen, da brachte er noch eine prächtigere Siegeskunde von Wörth und Spichern. Und wieder ging es mit Gesang durch die Straßen. Wiederholt klopfte auch Postverwalter Rau an das Klassenzimmer des Rektors und verkündete diesem einen neuen Sieg. Dann gab es ein Jubeln, und nach dem Unterrichte zogen die Kinder mit einem Vaterlandsliede heim. In der Gerichtshofe aber steckten Kaisers jedesmal eine Flagge heraus, wenn eine neue Siegesmeldung eingetroffen war. Dann kamen zahlreiche Gäste, um Genaueres zu hören, auch Leute, die sonst nicht ins Gasthaus gingen, und betrachteten an den dort aufgehängten, von Hempel geschenkten Landkarten die Stellungen der Deutschen und Franzosen, die durch farbige Nadeln bezeichnet waren.

Eine besondere Freude gab es Sonnabend, den 3. September 1870, denn da meldete der Buchholzer Bote am Nachmittag: „Der französische Kaiser und sein Heer sind gefangen-genommen!“ Die Knaben eilten sofort mit der Nachricht zur Schule, Rektor Fischer kam herunter, hielt unter der Haustüre eine kurze Ansprache und ließ die Kinder wieder mit Gesang durch die Straßen ziehen. Der Gottesdienst am Sonntag war eine Siegesfeier, und als die Besucher aus der Kirche kamen, wehte von der Schule die erste schwarzweißrote Fahne im Orte. Sie war in größter Eile zur Feier des gewaltigen Sieges angefertigt worden, nachdem schon länger für sie gesammelt worden war. Frauen hatten den Stoff schnell besorgt und genäht, und zwei Schulknaben, Anton Werner und Hermann Ficker, die noch heute als Männer unter uns weilen, hatten die Stange am Sonntag früh aus dem Crottendorfer Walde geholt; sie war schnell geschält und angerichtet worden und tat bald nach 10 Uhr schon ihren neuen Dienst.

Im Oktober wurde die Uebergabe von Meß felsamerweise schon am Tage der Unterzeichnung, Freitag, den 28., festlich begangen, und zwar in einer Weise, daß uns das Verständnis dafür fehlen kann, wenn wir sie nur mit unserm ernüchterten Sinne messen. Schon am Donnerstag abend 9 Uhr erschien ein „Extrablatt“ der „D. Z.“, das die unmittelbar bevorstehende Uebergabe meldete. Am Freitag früh wurde die Stadt reich geflaggt, das Musikkorps spielte um 7 Uhr auf dem Markte einen Choral (Dir, dir, Jehova), die „Wacht am Rhein“ und die „Sachsenhymne“, und die Schützen gaben mit der Kanone vierzig Schuß ab. Am Abend illuminierten viele Einwohner ihre Fenster, und manche stellten zeitgemäße Leuchtbilder (Transparente) auf, eine verbreitete Sitte jener Zeit, dazu zog die Schuljugend wieder singend durch die Straßen.

Dann aber folgten Wochen und Monate, in denen die Heeresberichte meist die bekannte Wendung Podbielskis enthielten: „Vor Paris nichts Neues“. Das gibt Gelegenheit zu einigen Anmerkungen über die heimatischen Verhältnisse.

Die Siegesfreude wurde natürlich sehr gedämpft durch Verlustmeldungen und das Bangen um die Angehörigen im Felde. Todesmeldungen mit dem bekannten Eisernen Kreuz standen nicht in der „D. Z.“, auch keine Verlustlisten, diese lagen in Buchholz und Annaberg aus. Die Sorge in den Familien wurde bisweilen durch den Volksmund unverantwortlich gesteigert. So hatte Frau Mothes nach neun Wochen noch keine Nachricht von ihrem Mann erhalten, während er als „Soldat“ regelmäßig in kurzen Abständen geschrieben hatte. Da erzählte gar eine Frau: „Mein Enkel hat geschrieben, daß er Mothes ohne Kopf auf dem Schlachtfeld habe liegen sehen.“ Es ist klar, daß ein solches Wort eine entsetzliche Wirkung haben mußte. Dazu fügte es der Zufall, daß der Briefträger einige Zeit später den ersten, schmerzlichst erwarteten Brief einer Verwandten gab, so daß ihn Frau Mothes für den Augenblick als Todesnachricht ansah, bis ihn die Angehörigen geöffnet hatten und sie beruhigen konnten, daß ihr Mann selbst schreibe und gesund sei.

(Schluß folgt.)

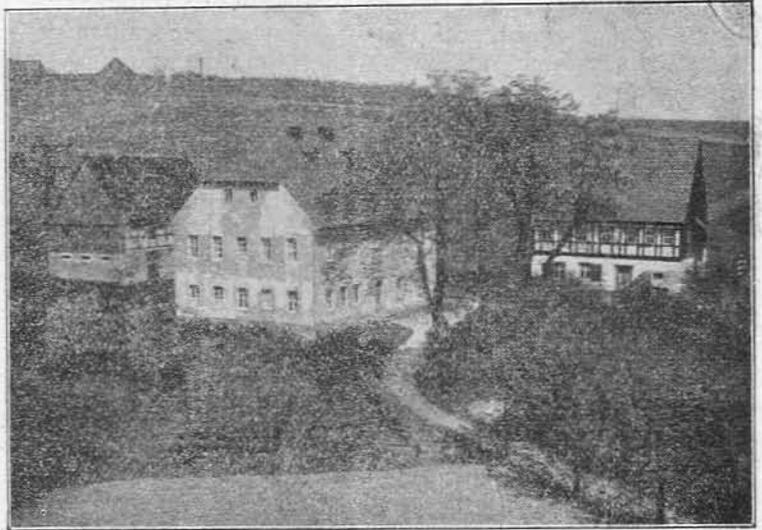
## Bilder aus der Heimat

### Der neue Pfarrer von Jöhstadt.



In Jöhstadt wurde, wie die „D. Z.“ eingehend berichtete, am Sonntag, d. 8. Februar, der neue Geistliche (Bild nebenstehend) der dortigen evang.-luth. Gemeinde, Herr Pfarrer Bogt, eingewiesen. Herr Superintendent Spranger nahm im feierlichen Gottesdienst Verpflichtung und Einweisung vor und bat die Gemeinde, dem neuen Seelsorger mit Vertrauen entgegenzukommen. Das Amt eines Geistlichen sei heutzutage doppelt schwer, da so viele

Ohren und Herzen für das Wort Gottes nicht offen haben. Aber der Geistliche dürfe sich dadurch in seinem heiligen Beruf erst recht nicht hemmen lassen. Herr Pfarrer Bogt sprach in seiner Antrittspredigt über das Pauluswort „Ich schäme mich des Evangeliums in Christo nicht“. Orgelklang und Lieder verschönten die Feier. — Unser Bild oben rechts zeigt das Pfarrhaus.



### Eine der ältesten Spizenklöpplerinnen

die diesen Beruf heute noch trotz ihrer 80 Jahre ausübt, ist Frau Amalie Selma verw. Beckert in Schlettau. Sie ist am 22. Februar 1851 in Arnsfeld geboren und heiratete 1880 den Fischereibesitzer und Forstauffseher Karl Hermann Hänel in Sehma. Von 1890 bis 1903 war sie Witwe, heiratete dann den Schornsteinfegermeister Hermann Beckert in Schlettau und ist seit 1919 wieder Witwe. Sie ist geistig und körperlich noch gesund. Nebenstehend sehen wir die liebe Alte am Klöppelsack.



### 40 Jahre Militärverein Schwarzberg-Wildenaue.

Im herrlich gelegenen Schwarzberg-Wildenaue feierte der dortige Militärverein sein 40jähr. Bestehen. Die „D. Z.“ hat darüber eingehend berichtet. Mit Stolz durfte der Verein seinen Jubeltag begehen. Im Gasthof „Zur Sonne“ fand die Veranstaltung statt. Im Bild (Mitte rechts) zeigen wir nunmehr heute die Gewehrabteilung des Vereins samt der Fahne, sowie die Mitwirkenden am 40. Stiftungsfest des Vereins.

### Anno dazumal auf der Buchholzer Eisbahn.

Auch früher schon herrschte auf der ideal gelegenen Eisbahn des Buchholzer Waldschlößchens lebhafter Winter Sportbetrieb. Gern, fröhlich und fleißig tummelten sich alt und jung aller Kreise auf der spiegelglatten Fläche der Bahn u. stärkten Geist und Körper in der frischen Winterluft. Unser Bild führt zurück in jene verflornten Zeiten, in denen die Frauenwelt noch nicht kurz geschürzt oder in Hosen zum Wintersport ging.





# Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 8. — Sonntag, den 22. Februar 1931.

## Bilder aus aller Welt.

### Land und Leute im unglücklichen Neuseeland

Wir geben einige typische Bilder aus diesem fruchtbaren, aufblühenden und kürzlich durch ein großes Erdbeben betroffenen Lande wieder. Links oben: Maorifrauen bei ihrer Wäsche. Das ist denkbar einfach. Das notwendige Warmwasser liefert der vulkanische Boden gratis. Oben rechts: ein Maori in Kriegsschmuck, dessen Halsbehang fast an die Halskrausen niederländischer Gemälde erinnert. Unten links: Das ist keine Verfluchung, sondern „Guten Tag“ in der Sprache der Maoris. Notwendig ist, daß hierzu die Zunge ausgestreckt und mit der Hand einige drastische Gesten gemacht werden. Aber sonst sind die Maoris ein schöner, gut gewachsener Menschenschlag. Unten in der Mitte: Der Vulkan Ngauruhoe, der „Befus Neuseelands“, einer der zahlreichen feuerpeienden Berge, die in ganzen Ketten das Land durchziehen, ein Beweis für den stark vulkanischen Charakter der Insel. Unten rechts: Die beliebte Begrüßung bei den Maoris, das Nasenreiben. Der Offizier ist kein anderer als der Kommandant des Kreuzers „Emden“, Arnauld de la Perriere. Dieses Abenteuer erlebte er auf einer Weltreise des Kreuzers.



### Der Schauplatz geheimnisvoller Knochenfunde

in der Eilenriede unweit des Walderseedenkmal bei Hannover. Hier wurden von den Arbeitern Teile von sechs verschiedenen Menschenschädeln und einige Arm- und Beinknochen gefunden. Da sich in der Nähe der Fundstelle ein Haus befindet, das von dem feinerzeitigen Massenmörder Haarmann bewohnt wurde, und sich für die Knochenfunde eine andere Erklärung schwer beibringen läßt, nimmt man an, daß es sich um die Ueberreste der verscharrten Opfer des Massenmörders handelt.



# Der Rußbuttenmann.

Eine erzgebirgische Dorfgeschichte.

Von August Wildenhahn.

(5. Fortsetzung.)

„Guten Morgen, Hannel!“ antwortete der Vater und schien die Verlegenheit der Tochter nicht zu bemerken. Die Mutter aber hatte, wie das Weib überhaupt, für derlei Vorgänge im Herzen, die sich auf dem Angesichte abspiegeln, ein schärferes Auge. „Kind,“ sagte sie, „wie kommst Du mir denn vor? Ich glaub' gar, Du hast geweint?“

Statt aller Antwort schlich die Hannel hinter den Ofen, um sich dem Anblicke zu entziehen, wusch sich dort saubere Hände und Angesicht und sagte dabei mit erkünstelter Ruhe: „Ne Mutterle, es war heut' gar zu viel Staub, der ist mir in die Augen geflogen!“

„Aber, warum hast Du denn nicht gesprengt, Hannel?“ fragte die Mutter, als sie die gewöhnlichen Spuren davon nicht auf den Dielen bemerkte. „Ich bleib' dabei, Du hast was!“

„I, was soll' se haben!“ fiel der Vater ein. „Wo ist denn der Karl? Geh doch, Hannel, und sag's 'n, wir woll'n Kaffee trinken!“

Das war nun freilich zu viel für das arme Mädchen. Eine Lüge hatte sie schon gemacht; und diese lag ihr schon schwer genug auf dem Gewissen; einer zweiten war sie nicht fähig. Nach kurzem Besinnen kam sie hinter dem Ofen wieder vor, fiel ihrer Mutter unter lautem Tränen um den Hals und sagte: „Mutterle, ich bin e schlecht's Kind, ich hab' Dir 'ne Lüge gemacht. Seit einer Stunde tu' ich nichts, als weinen, und ich werd' wohl mein Leben lang fortweinen!“

„Ach, Herr Jesus!“ rief die Mutter erschrocken aus. „Was ist denn? Ich bitt' Dich doch um Gottes willen, so red' doch nur!“

„Ich will's Euch nur geradezu sagen, der Karl ist fort!“ antwortete sie unter heißen Tränen.

„Was?“ fuhr der Vater auf. „Der Karl ist fort! Fort? Wohin denn und warum denn?“

„Und Du hast's gewußt,“ setzte die Mutter hinzu, „und hast uns nichts davon gesagt? Hannel, ich will doch nicht denken, daß ihr euch mit 'nander bered't habt!“

„So wahr mir Gott helfe, ne!“ versicherte die Hannel. „Gewußt hab' ich's, das ist wahr; aber erst gestern abend, als er mir's sagen tat, und da tat ich 'n noch so bitten, er möcht's erst Euch sagen, und ich dacht' nicht, daß es so fix gehen sollte, daß er fortging, und ich hab' gedacht, daß er heut oder morgen mit Euch darüber reden tät. Und bin ich selber des Todes erschrocken, als er diesen Morgen ans Fensterle klopfen tat und tat Hadjeh von mir nehmen. Und ich sollt' Euch grüßen, und daß Ihr nicht böf' auf'n sein möcht't, und er wollt Euch alles noch sagen!“

„Der undankbare Bub!“ rief die Mutter aus und war sehr böse. „Er macht's gerade wie die Vögele, wenn sie 'rausgefüttert sind und flügge geworden sind, da fliegen sie fort aus dem Nest und fragen nichts mehr nach den Eltern. Es hat mir immer so was geschwant! Der Gung' hat mir immer so 'was Aparts gehabt, und wenn er auch 's Essen nicht verachten tat, und tat alles machen, was 'n der Vater heißen tat, er hat doch immer so seine Gedanken für sich gehabt, als wär' er was besseres, als wir. Und man durft'n nur so anseh'n, wenn er geh'n tat! Du lieber Gott, der Gung' war nicht wie unferneins, und wenn er'n Kettel anhatte, da hätt' man denken mögen, 's wär e Staatsrod! Und er tat auch immer so anders reden, als wir, als tät er sich schämen, erzgebirgisch zu reden. David, ich hab' Dir's nur immer nicht sagen wollen, aber ich hab's längst gemerkt, daß der Gung' was Apart's im Kopfe hat!“

„Mutterle, seid'n nicht böf'!“ bat die Tochter. „Ich kann's doch gar nicht glauben, daß der Karl schlecht ist!“

„Ist das nicht schlecht genug,“ antwortete die Mutter eifrig „wenn er fortgeht, wie die Kache vom Brei, und spricht nicht

emal: ich dank schön! Da red' doch nur, David! Du tuft ja gerad', als wär' Dir's so ganz recht, daß der Gung' fort ist. Nu kannst die Rußbutten selber wieder tragen mit Deiner lahmen Achsel. Was schert sich der Gung' drum, wenn Du mit der Hocke liegen bleibst!“

„Na, das ist nicht so schlimm, Christel!“ entgegnete der Hausvater. „'s wird mir freilich e bissel span'sch vorkommen, wenn ich die Hocke nu selber wieder tragen muß, aber was sein muß, muß sein, und wer weiß, zu was 's gut ist.“

„David, ist das Dein Ernst?“ rief die Christel verwundert aus. „Da ist Dir's noch wohl gar eben recht, daß der Gung' fort ist und hat nicht einmal Hadjeh gesagt und: ich danke schön, daß ihr mich aus'n Lazarett in's Haus genommen habt!“

„Nu ne!“ sagte Löffler. „Freilich hätt' mir's der Karl sagen können, und ich wär'n an sein'm Blut nicht hinderlich gewesen. Und wenn ich mir alles überleg', so hat er's uns etwa nur deshalb nicht gesagt, weil er gedacht hat, wir geben's nicht zu; und er mag sein, wie er will, aber e gut's Herz hat er, und wenn wir gesagt hätten: „Ne Karl, du bleibst,“ da wollt' ich doch mein Leben verwetten, da wär' er nicht gegangen; so aber ist er allein fort, und der liebe Gott geb'n das Geleite! Ich bin nicht böf' auf 'n!“

„Wie Ihr doch so gut seid, Vaterle!“ sagte die Tochter und streichte ihm die Backen. „Gewiß, e gut's Herz hat er, und schlecht kann er nicht sein. Und er wird doch gewiß einmal was von sich hören lassen, und undankbar wird er auch nicht sein!“

„Das ist doch gerade, als spielt Ihr aus einer Karte, Gott vergeb' mir meine Sünde!“ sagte die Mutter. „Das ist ja e Herz und eine Seele, wie Ihr beide mit 'nander tut über den Gung' da!“

„Ihr seid auch nicht böf' auf'n Mutterle!“ sprach die Hannel und fuhr ihr mit der Hand streichelnd über die Augen. „Ich weiß, Ihr seid auch nicht böf' auf'n, und Ihr tut nur so, weil's Euch erschreckt hat, wie mich selber. Und ich kann mir nicht helfen, und 's ist mir so, als hätt' alles so sein müssen. Nicht wahr, lieb's Mutterle, Ihr seid nicht böf' auf den Karl?“

„I, gih' mer weg, Du Schmeicheltag!“ antwortete die Mutter und wollte sehr ernsthaft und böse tun; aber es gelang ihr schlecht. — „Meinetwegen, wenn Ihr beide darüber jublieren tut, daß der Gung' fort ist, ich will mir den Kopf auch nicht um 'n abreißen. Er wird schon sehen, wie's 'n geht und wie's 'n tut, wenn er früh aufsteht und 's kocht niemand mehr 'n Kaffee! Und weil ich eben dran denk', so woll'n wir doch gleich trinken!“

Eben, als Löffler der Einladung folgen wollte, fuhr er, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen auf und sagte: „Ne, der dumme Gung' oder soll ich lieber sagen: Ich dummer Hans! Ich hab' ja die Papierle noch, wo's drin steht, wo er eigentlich her ist, und daß sein Vater e vornehmer und reicher Mann ist. Der hat sich zwar von'n losgesagt, und er darf nicht 'n Pfennig von'n fordern, und wer weiß auch, ob er noch lebt und wo er ist! Aber 's wär doch gut, wenn er's wüßte! Nu ist freilich nichts — nu, ich denk', der liebe Gott hat's auch so haben wollen!“

„Gewiß, Vaterle, gewiß!“ versicherte die Tochter; „und ich bin ordentlich froh, daß er das gar nicht weiß, und ich selber weiß doch nichts weiter, als was Ihr da gered't habt!“

„Der Mensch denkt, Gott lenkt!“ sagte die Mutter, und wie es schien, mehr als Resultat ihrer eignen stillen Betrachtung, denn als Ja und Amen zu ihres Mannes und ihres Kindes Diskurs. Dabei nahm sie den großen Kaffeetopf aus der Röhre, goß die drei Tassen oben und unten voll und sprach: „Nu kommt, um des Gung's willen woll'n wir den Kaffee nicht kalt werden lassen!“

Die Hannel aber sagte, es wär ihr so, als hätte sie schon getrunken und könnte sie keinen Bissen hinterbringen, und sagte, sie wollte nur gleich die Betten machen.

Und damit ging sie ins Kämmerlein, um ihren Tränen wieder freien Lauf zu lassen.

\* \* \*

Zehn volle Jahre waren nach dieser Flucht Karl's aus dem Hause seiner Pflegeeltern verstrichen und die Hannel also mit ihren Eltern um zehn Jahre älter geworden. Das konnten sie und mochten sie nicht leugnen. Der ehrliche David Löffler hatte in diesen zehn Jahren sehr gealtert; sein Haar war ziemlich grau geworden; eine früher im Bein erhaltene Wunde, die gut geheilt zu sein schien, war wieder aufgebrochen und erschwerte ihm das Gehen sehr; und da auch die eine Achsel ihre Dienste nur schlecht verrichten konnte, so hatte er sich schon vor mehreren Jahren genötigt gesehen, den Rußbuttenhandel aufzugeben, und da er sonst eines Handwerks nicht kundig war und schwere Handarbeit nicht verrichten konnte, eine Buttenfabrik im Kleinen anzulegen. Das heißt, er machte hölzerne Butten und verkaufte sie an die eigentlichen Rußfabrikanten, die nicht selber damit Handel treiben, sondern sie an die Händler im Großen verkaufen.

Das war nun freilich ein gar ärmlischer Verdienst, und solche Buttenfabrikation wirft nur dann ein paar Pfennige ab, wenn das Holz dazu möglichst wohlfeil herbeigeschafft werden kann. Sehr oft geschieht das auf eine Weise, die mit dem siebenten Gebote sich nicht so recht in Einklang bringen läßt. David Löffler aber konnte sich nicht entschließen, auf solche Weise seinen spärlichen Lohn zu erhöhen, und die Folge davon war, daß er mit seiner Arbeit kaum das Salz verdiente. Da mußten freilich die beiden Frauen aushelfen. Die Hausfrau, auf deren Angesichte fünfzig in mancherlei Gram und Sorge verlebte Jahre ihre tiefen Spuren hinterlassen hatten, hatte sich genötigt gesehen, die schwersten Feldarbeiten zu verrichten; sie mußte täglich früh eine halbe Stunde Wegs gehen, ehe sie nur an den Ort ihrer Tagesarbeit kam; und wenn es im Winter zum Dreschen ging, mußte sie oft im tiefen Schnee sich Bahn brechen und dankte dann ordentlich Gott, daß sie durch die Wucht des Dreschlegels sich aus dem halberfroenen Zustand wieder ins Leben zurückarbeiten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

## Nooch'n Feierabend



### De Schmierfaaf.

Von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

Wänn in d'n Bahnhof'n de Dinsträume emohl raagemacht warn müß'n, do hoom de Schei'rweib'r e ordlichs Stück Arbeit, zemohl, wenns im Wint'r is odr, wänn's Kengtoog gibbt. In fett'n Räume giehts doch ne ganz'n Toog hie un har un nei un raus. Do warn de Diel'n in acht bis vierz'n Toong ordlich eigeliedert (schmuzig).

Heit gobs offn Bahnhof'l in S. Schei'rfaaf. 's Reib'rt-Min'l un ihr Tocht'r, die uhv'rheirat war, v'rorgetn schieh seit Bahrn dohier de Scheierei. Geng Ohnd wullt ihr Schwog'r ze Besuch kumme, dar in Berlin wuhnet, un schieh viele Gahr nett dogewaf'n war.

„Jech well nár geleich arsjt e paar neie Bürsch't'n huhl'n,“ saht 's Min'l, „domit 's racht geschwind gieht; dänn heit müß'n inr uns tüchtig drzuhalt'n!“

Wie se in Bahnhof'l aakumme warn, gieng's Min'l zun Materialausgab'r, im siech Schmierfaaf gabm ze löß'n. Dar war obr gerod nett do un nu gob ihr dr V'rrat'r e seite Büch's.

's Min'l well mit änn Schpaa e Sacht selte Schmierfaaf rausnamme aus dar Büch's, im se fir ihr Tocht'r in e kkaa Schüffele ze drück'n, obr se denkt: „Nu, wos is däh dos fir olb'rne Schmierfaaf! Die is doch esu hart, als wänn se gefroren wär!“ Sie nimmt ihr Taschumaß'r, wamit se inn'r ihre Bemme zrschnätt un schicht e Sacht selte hute Saaf raus. Wie se 's Schüffele ihrer Tocht'r hielangt, joog: e drzu:

„War weß, wos se sich de hoom sie Glund aufbind'u löß'n! Hoot mr däh schieh esuwos drakabt, dar; de Schmierfaaf in Juli esu hart is, als wänn se gefroren wär? Na, 's is nár gut, daß mr ganz heiß Wass'r hoom, de ward se schieh wag warn.“

Noch'r schmieretn se e ganze Weile mit dr Bürsch't off dar hart'n Saaf rim un sienge aa ze rein; obr do wur doch nett e finkle Saaf'ngisch, sie mocht'n siech aaschtrenge, esu viel se wullt'n! Nischt, wie drackigs Geshmier! Bier-, sämsnohl hoom se noochgeschpült, obr von änn'r ränkling (reinli hen) Diel gobs kah Red.

De Mutt'r gieng nib'r zr Tocht'r; de Tocht'r kam rib'r zr Mutt'r, im gengseitig ihre gewaschene Fläch'n ze betracht'n.

„Amende,“ saht de Mutt'r, „muß mr die Saaf mit kalt'n Wass'r v'rwend'n; do war iech geleich einohl zwä Gim'r raus löß'n, 's is ja Juli, do is nu nett kalt.“

Obr aa mit'n kalt'n Wass'r warsch v'rgchms; die Saaf machet kah biss'l Gisch un de Diel wur noch schu arz'r, wie archt. Se joog aus, als wänn se se zun Boh'n'n eineschmiert hätt'n un arsjt ihre Händ un Fiß! Die song aus, als wänn se e Biert'lgahr nett gewasch'n wärn warn.

Off ahmohl schpringt's Min'l auf un soeet ganz arg'rlich: „Känn Strich tunne mr meh; ihe war iech mie h geleich nei zun Inschpekt'r mach'n, do möng se die Firma v'rklong, die sett'n Schund von Schmierfaaf geschickt hoot!“

Un nu gieng se zun Inschpekt'r un saht ganz aufgeregt, mit dar Schmierfaaf, die ihr dr V'rrat'r gabm hätt, machet sie kää Schrich meh, sett'r Schund wär ihr noch nie unn'r ihre Händ komme un sie scheiet doch schieh viele Gahr!

Do nahm dr Inschpekt'r die Büch's in sei Hand un saht: „Was soll das sein?“

„Schmierfaaf, Harr Inschpekt'r,“ gob 's Min'l zr Antwort.

Do schlug dr Inschpekt'r e Lach auf un saht: „Des ist ja Maschinensett, auch noch das teure Staufferfett, für die Lokomotive usw.“

Alle, dies miet häret'n, lachetn gerod naus. Dr Inschpekt'r obr saht: „Rufen Sie mir den Shtellv'rtret'r der Materialabteilung!“

Wie dar kam, saht dr Inschpekt'r shtreng zune: „Menich, können Sie denn nicht lesen! Steht dänn auf dieser Büchse Schmierseife!“

Dr V'rrat'r gucet ganz v'rlang hie un entschuld'get siech domiet, 's wär in dr Raasche geschah'e, n eif de Reikert'n ihr'n Besuch wang, dann se heit drwarten tät, esu geschwind hätt aafange wolln.

„Ja, ja,“ fiel die ne in dr Red, „do kummt mei Schwog'r drweile wied'r nooch Berlin fahr'n, bis mr mit dar neimedich'n Schmierfaaf die Diel hätt'n raagebracht! Na, mir passiert dos nett wied'r!“ —

### Hoffnung!

Wenn dich trifft eh großer Schmerz  
Un dir brach'n will dei Herz.  
Wenn de mahnst kannst's nett extrong,  
Tu's ner unnern Herr-Gott song;  
Dar hilft dir garn ze jeder Zeit  
un schenkt dir wieder Mut un Freud.

Gertrud Dreschler.

## Bilder aus aller Welt.



### Europas größtes Skispringen.

Von den Skiweltmeisterschaften in Oberhof.

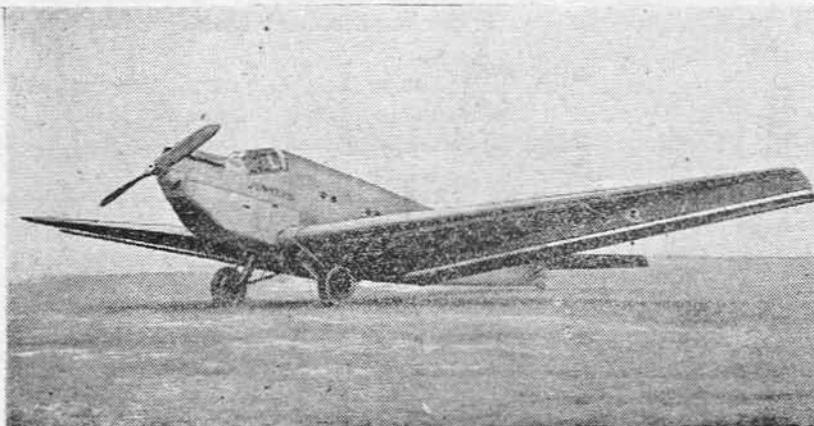
In Oberhof, dem thüringischen Wintersportdorado, wurden die Europameisterschaften in Lang- und Sprungläufen durchgeführt. Die ersten Plätze konnten, wie schon berichtet, die Norweger gewinnen. Mehr als 20 000 Menschen waren u. a. Zeuge der großen Sprungkonkurrenz, die als das größte Wintersportereignis der diesjährigen Saison bezeichnet werden muß. Die Deutschen konnten sich gut platzieren, leider mußten sich unsere Favoriten, wie Glas, Recknagel und Müller mit Plätzen begnügen, die sehr weit hinten liegen. Wir zeigen nebenstehend ein prächtiges U.berblicksbild über das Gelände während des Springwettbewerb.

★

### Reichswehr im Gebirge.

Alljährlich im Februar finden Gebirgsübungen der bayrischen Artillerie statt, die auch in diesem Jahre unmittelbar bevorstehen. Unser nebenstehendes Bild zeigt den Aufbruch einer Tragtierkolonne. Ohne die braven „Mulis“ wäre der Transport der Geschützteile und der Munition in diesem Gelände kaum denkbar.

★



### Ein neues Junkersfrachtflugzeug.

Die in den letzten Jahren mit der Junkers-Frachtmaschine („Bremen“, Typ Junkers W. 33) gemachten Erfahrungen haben beim Junkers-Flugzeugwerk in Berücksichtigung der stetig wachsenden Bedeutung des Frachtdienstes im internationalen Luftverkehr zum Bau eines Großfrachtflugzeuges für Langstrecken geführt. Das Flugzeug hat bei einer Spannweite von 29 Meter und einer Länge von 18,30 Meter einen Gesamtladerraum von 22 Kubikmeter und befördert bei einer normalen Motorleistung von etwa 700 PS. eine Zuladung von über 3 Tonnen.